

Jürgen Oelkers

Kinder verändern sich - die Schule entwickelt sich mit ^{)}*

1. Schule und Schulkritik

Der Titel meines Vortrages scheint in die falsche Richtung zu weisen, denn man könnte ihn so verstehen, dass die Schule sich mit den Kindern entwickelt und nicht umgekehrt die Kinder mit der Schule. Das erste ist in der Geschichte noch nie vorgekommen und daher habe ich mich wohl auf etwas eingelassen, das ich gar nicht erfüllen kann, und schlimmer, vielleicht habe ich mein Publikum mit falschen Ankündigungen in diese Veranstaltung gelockt. Aber dann müsste ich Asche auf mein Haupt streuen und sollte eigentlich auch gehen, wofür einiges zu sprechen scheint.

Nehmen wir die grösste Baustelle der pädagogischen Schweiz, den Lehrplan 21:

- Kein Kind je gefragt worden, ob es „kompetenzorientiert“ unterrichtet und dabei „selbstorganisiert“ lernen möchte.
- Und schon gar nicht ist der Lehrplan auf die Veränderungen der Kindheit eingestellt, er soll den Lehrerinnen und Lehrern dienen und so der Schule,
- wobei für die Verfasser vermutlich überraschend war, dass die Lehrpersonen sich über den Lehrplan wenig dankbar zeigten.

Aber das bei jedem neuen Lehrplan der Fall, die Begeisterung hält sich immer in Grenzen, diesmal jedoch - und das rettet mich - bewegen sich die Grenzen auf wunderbare Weise in Richtung meines Titels, denn viele Kritiker und zahlreiche Medien halten den Lehrplan für nicht „kindgemäss“ oder gar „kinderfeindlich“.

Der Beobachter vermutete, dass der Lehrplan 21 „depressiv“ machen kann und sieht mit ihm das „überregulierte Schulkind“ auf uns zukommen. Vom gleichen Beobachter wird in den medialen Raum gestellt, dass der neue Lehrplan einer Privatisierung der Schweizer Schulen Vorschub leisten könnte.¹ Das wäre doppelter Horror, ein Schulkind, das vor lauter Lehrplan kein Kind mehr sein darf und die Abwanderung in die Privatschulen, in denen - wie früher in der Volksschule - noch „kindgemäss“ und „ganzheitlich“ gelernt werden kann.

Aber wenn der Unterricht in Privatschulen zu staatlichen Berechtigungen führen soll, dann gilt auch dort der Lehrplan, und wenn mit dem Lehrplan Kompetenzziele erreicht werden sollen, dann müssen sich auch Privatschulen danach richten. Im Übrigen: Privatschulen sind teuer und ob sie besser sind, kann man nur hoffen. Auf der anderen Seite, es gibt keinen Lehrplan, über den die Betroffenen, also Kinder und Jugendliche, je beschlossen hätten. Die Autoren der Lehrpläne entscheiden darüber, was „kindgemäss“ ist und was nicht. Aber diese Art Autorität scheint mit dem Lehrplan 21 in die Kritik zu geraten.

^{*)} Vortrag am 16. Februar 2016 im Berufsbildungszentrum Bau und Gewerbe Luzern.

¹ Der Beobachter Heft 4 (2015), Editorial und S. 27-33.

Am 25. November 2015 schrieb eine Sekundarlehrerin aus Winterthur einen Gastkommentar zum Lehrplan 21 in der Neuen Zürcher Zeitung. Die Überschrift ihres Artikels lautete: „Der Lehrplan ist bildungsfern“ (Saia 2015),² also erfüllt den Auftrag der Schule nicht. Der Artikel wendet sich dagegen, das Problem mit dem Lehrplan 21 allein in der Umsetzung zu sehen. Viel wichtiger seien die Ideen von Bildung und Schule, die er vertritt. Diese seien „mechanisch und indexhaft“, und daher nicht nur „falsch“, sondern im Blick auf die Kinder geradezu „beängstigend“ (ebd.).

Der Lehrplan leide, konnte man lesen, „in erbärmlichster Weise unter ‚Bildungsferne‘“ und habe deswegen die Orientierung verloren.

„Wo bleibt denn zwischen all den Kompetenzen noch Zeit und Raum, sich von seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit zu befreien? Es ist Zeit, Kant wieder einmal auf die Schulter zu klopfen, bevor wir noch glauben“, was im Lehrplan steht (ebd.).

Man ist geneigt zu fragen, ob schulischer Unterricht je aus der „selbstverschuldeten Unmündigkeit“ befreit hat und was das genau gewesen sein soll. Aber das Postulat der Mündigkeit ist in der Bildungstheorie fest verankert, fundiert die Schulkritik und erzielt nicht nur im Blick auf den Lehrplan 21 Wirkung.

Schulkritik hat in der Öffentlichkeit immer eine Chance, aufgegriffen und ernst genommen zu werden, einfach weil die Schulen nie die Erwartungen erfüllen, die ihnen entgegen gebracht werden. Wenn es keine klaren und erreichbaren Ziele gibt, hinkt die Wirklichkeit immer den Idealen hinterher. In der Folge lassen sich Defizite der Schule oder überhaupt der Erziehung fast beliebig konstatieren und finden auch immer Aufmerksamkeit. Und meistens sorgt das für mediale Aufregungen, wie sich an deutschen Beispielen aus den letzten zehn Jahren zeigen lässt.

- Es fehlt an Disziplin, die daher „gelobt“ werden muss (Bueb 2006),
- Kinder werden auf sich gestellt in der Konsumgesellschaft zu „kleinen Tyrannen“ (Winterhoff 2008/2013),
- zu viel und zu früher Medienkonsum führt zu „digitaler Demenz“ (Spitzer 2012)
- alle Kinder sind hochbegabt, nur die Schule merkt das nicht (Hüther/Hausser 2012),
- „Burnout-Kids“: das Prinzip Leistung überfordert die Kinder (Schulte-Markwort 2015) -
- schon deswegen sollte man die Schule als konkrete Utopie und vor dem Hintergrund der digitalen Bildungsrevolution komplett neu denken (Precht 2013).

Das geschieht auch unabhängig von dem Fernsehphilosophen. Die neuen Medien, so der amerikanische Kritiker David Gelernter oder auch der deutsche Ingenieur Sebastian Thrun im Silicon Valley,³ machen die Schule als Institution überflüssig und führen dazu, dass

² Laura Saia unterrichtet Deutsch im Team St. Georgen der Sekundarschule Winterthur-Stadt. Laura Saia ist 2013 für ihre MAS-Arbeit zu den Zielen der politischen Bildung in den Zürcher Lehrplänen mit dem Dialogpreis der Stiftung Pestalozzianum ausgezeichnet worden.

³ Thrun betreibt „Udacity“, ein Bildungsunternehmen, das 1000 Absolventen pro Tag anstrebt (Der Spiegel Nr. 10 vom 28.2. 2015, S. 25).

Lernen ohne das Prokrustesbett der Schulorganisation möglich wird. Bildung ist Nutzung von Information und die Google-Brille (google glass) ersetzt das Schulbuch. Und vielleicht wäre das ja der neue Weg aus der selbstverschuldeten Unmündigkeit.

- Alles ist direkt und unmittelbar zugänglich, jeder erreicht jeden und die Zeit von Kindern muss nicht mehr mit Schule vergeudet werden.
- Die Individualisierung des Lernens macht die Lehrpersonen überflüssig, weil mit Programmen gelernt wird, die das Lernen selbst korrigieren können.
- Der Klassenverband als Lernort wird verschwinden (Breithaupt 2016).⁴

Es geht noch schlimmer, denn der Zerfall der Sitten steht ja noch bevor. Nimmt man die Mahnrufe ernst, dann sieht man nur noch egozentrische Kinder vor sich, die einzig gelernt haben, wie sie ihren Eltern und Lehrern das Leben schwer machen. Weiter hat man es mit einer neuen und bislang unbekanntem Seuche zu tun, die die Altersdemenz in die Kindheit verlegt und was könnte mehr Schrecken verursachen sein? Leistungsforderungen fördert Burnout bei Kindern und dann ist nicht verwunderlich, dass man sich auf Facebook in der Gemeinschaft „Die Schulhasser“ eintragen kann.

Die These einer überflüssigen und sogar gefährlichen Institution hören die Lehrkräfte natürlich nicht gerne, denn in der Konsequenz würde ihr bisheriges Berufsfeld verschwinden. Schon vor mehr als vierzig Jahren forderte der Wiener Jesuit und Befreiungstheologe Ivan Illich die „Entschulung“ der ganzen Gesellschaft und schon damals waren Empörung und blankes Entsetzen die Folge, nicht etwa Gelassenheit, weil ja nur Worte gewechselt und Thesen ausgetauscht wurden. Die Lehrerschaft reagiert auf Kritik leicht mit dem, was der Wiener Psychoanalytiker Siegfried Bernfeld (1974, S. 125) das „beleidigte Pädagogengemüt“ nannte: Man gibt sein Bestes, aber niemand will es.

Doch niemand beschwert sich über anregendes, gut gestaltetes Lernen, das man nicht mühsam selbst organisieren muss, solange sichtbar Fortschritte erzielt werden. Lernplattformen unterstützen diesen Prozess mit neuen Möglichkeiten der Individualisierung, aber sie machen den Besuch von Schulen nicht überflüssig. Die Schule wird sich diese Technologie zu eigen machen, unter der Voraussetzung, dass der Staat die Kontrolle über das behält, was „content“ genannt wird. Dafür steht der viel gescholtene Lehrplan 21, er legt Ziele und Inhalte fest.

Lernfortschritte bemessen sich an Aufgaben und darauf bezogene Rückmeldungen, Lernplattformen können dabei eine sinnvolle Hilfe sein und haben wegen der ständigen Updates Vorteile gegenüber herkömmlichen Lehrmitteln. Genau darauf werden sich die Lehrmittelverlage reagieren, wie sich an den neuen Projekten zeigen liesse.⁵ Viel wichtiger als Onlineplattformen aber ist der Test der Aufgaben *vor* der Einführung der Lehrmittel. Die Zuständigkeit der Kantone jedenfalls wird sich nicht in „open access“ auflösen, auf der anderen Seite wären viele Recherchen für schulische Lernaufgaben schon heute ohne Internetzugang nicht möglich. Aber gerade das verlangt die persönliche Betreuung durch eine verantwortliche Lehrperson, sonst dürfte man nie wieder John Hattie (2009) lesen oder gar einladen.

⁴ Fritz Breithaupt ist Professor am Department for Germanic Studies der Indiana University in Bloomington.

⁵ Etwa das Projekt neues Lehrmittel „Naturwissenschaften“ für den Unterricht „Natur und Technik“ auf der Sekundarstufe, das der Zürcher Bildungsrat am 5. Mai 2014 in Auftrag gegeben hat. Hier wird eine eigene Onlineplattform eingerichtet, ohne auf ein Grundlagenbuch „Naturwissenschaften“ zu verzichten.

Schul- und Erziehungskritik sind in bestimmten Fällen natürlich berechtigt, es gibt eben ärgerliche Erfahrungen mit der Schule und wer Kritik äussert, kann ein Experte für Fehler sein und sollte Gehör finden. Aber die Fundamentalkritik läuft ins Leere. Die Schule als Organisation ist stärker und besser als viele Kritiker meinen, daher sind Untergangsvisionen nur rhetorische Figuren. Die Schule ist eine verlässliche Institution, die neben dem Unterricht viel bietet,

- feste Zeiten für Anfang und Ende,
- einen strukturierten Lerntag,
- spezialisiertes Personal,
- ein seriöses Angebot,
- verantwortliche Aufsicht,
- ein soziales Lernfeld
- und nicht zuletzt die Abwechslung vom Konsumalltag.

Sehr wahrscheinlich ist das Verschwinden der öffentlichen Schule also nicht. Sie ist in den Städten und Gemeinden fest verankert, was daran abzulesen ist, dass und wie im Krisenfall um den Erhalt jeder Schule gekämpft wird. Ein verlässlicher Indikator ist auch, wie auf Kürzungen oder Leistungsabbau reagiert wird. Ohne verlässliche Blockzeiten könnten die Eltern ihren Arbeitstag nicht planen und man stelle sich einen Tag im Leben eines Kindes vor, der allein von den Konsumwünschen geleitet wäre.

Dieser Einwand bremst die Radikalität und verweist auf eine Normalität, die so schlecht nicht ist, wie die Kritik annehmen muss, wenn sie Eindruck machen will. Ausserdem ist das Ende der Schule schon mehrfach in der Geschichte des Bildungsdiskurses proklamiert worden, ohne deswegen auch ausgelöst zu werden. Die Kritik übersieht die Grösse und das Gewicht der gesellschaftlichen Institution Schule, unterstellt grösstmögliches Fehlverhalten, das niemand bemerken würde, und geht davon aus, dass die Alternative einer Gesellschaft ohne Schule auf allseitige Akzeptanz stösst, also ohne das Risiko auftreten kann, sich lächerlich zu machen.

Über Erziehung und Bildung wird gerade auch im Internet mit dramatischen Bildern und drastischen Ausdrücken oft so geredet, dass man sich unmittelbar Abhilfe wünscht, die aber meistens bloss bleibt, sodass die Verunsicherung noch grösser wird. Die Vorwürfe klingen gewaltig, die Kritik scheint irgendwie einzuleuchten, auch radikale Forderungen finden Beachtung, doch die praktischen Konsequenzen hängen in der Luft. Und noch etwas ist auffällig: Man weiss selten, worüber genau geredet wird. Die Kritik ist unscharf und spielt primär mit Befürchtungen.

Dabei sind Familien und Schulen zunächst einmal stabile Institutionen, die nicht vor dem Zerfall stehen, sondern sich wandeln und neuen Situationen anpassen können. Keine Familie und keine Schule könnte die historischen Veränderungen der Kindheit ignorieren, die nicht auf Nostalgie reagieren, sondern mit realen Faktoren zu tun haben, die das Zusammenleben von Kindern und Erwachsenen in der Gesellschaft bestimmen. In diesem Sinne müssen sich die Schulen mit den Kindern entwickeln, weil kein Lebensalter noch dem gleicht, was es vor 50 Jahren war. „Früher war es besser“, hört man häufig in der Erziehung, aber selbst wenn das zuträfe, jedes „früher“ ist unerreichbar.

2. Kindheit im Wandel

Die „Kindheit im Wandel“ sehen wir heute jeden Tag in den Schlagzeilen. Und dabei erleben wir auch den eigenen Wandel. Vor zwanzig Jahren hätte ich nicht gleich nach dem Frühstück meine Mails „gecheckt“, ich hätte Ausdruck „checken“ gar nicht benutzen können, weil ich noch keinen Mailanschluss hatte. Heute interessiert mich, was ich in der Nacht alles verpasst habe. Mein Bluewin-Konto erreiche ich über den Server und so über die Hauptseite. Bevor ich also erfahren kann, wer sich alles für mich interessiert hat und ob es mehr sind als gestern, lese ich die Schlagzeilen.

Vor gut einem Jahr, am Morgen des 20. Januar 2015, wurde das „Top-Thema“ so eingeführt:

Magersüchtige werden immer jünger

Behandlungen von Magersüchtigen haben in den vergangenen drei Jahren um 30 Prozent zugenommen. Dabei sind ... vermehrt auch sehr junge Patienten betroffen, Mit ein Grund sei, dass Jugendliche vermehrt durch die sozialen Medien unter Druck gerieten. Früher sei eine typische Magersucht-Patientin 15 Jahre alt gewesen, heute seien teilweise bereits 9-jährige Mädchen davon betroffen.⁶

Die Meldung ging durch nahezu alle Schweizer Medien, ihr Ursprung ist eine Warnung von Pro Juventute, die auf der Auswertung der Jugendkampagne „Echtes Leben“ basiert. Die Kampagne ist im Oktober 2014 lanciert worden, seitdem haben sich mehr als 350 Jugendliche unter der Notrufnummer 147 gemeldet und um Hilfe gebeten, das sind durchschnittlich vier Jugendliche pro Tag oder 8 Prozent mehr als im Vorjahr.⁷ Aber wieso werden dann Magersüchtige immer jünger?

Verlässliche Schweizer Zahlen zur Prävalenz oder zur Häufigkeit von Krankheiten im Bereich von Essstörungen gibt es. Eine repräsentative Befragung in fünf Altersgruppen⁸ zeigt folgende Kernergebnisse: Über die Lebenszeit gesehen haben 3.5% aller Schweizerinnen und Schweizer unter einer oder mehrerer der drei hauptsächlichen Essstörungen⁹ gelitten, Frauen erheblich mehr als Männer. Fragt man nach Essstörungen in den letzten 12 Monaten, dann sind 1.13% aller Befragten davon betroffen gewesen. Essstörungen beginnen häufig im Entwicklungsalter, aber die meisten Fälle betreffen Essanfälle, nicht Magersucht oder Bulimie. Von einer radikalen Vorverlegung des Alters und so einer Bedrohung der Kindheit kann keine Rede sein (Prävalenz von Essstörungen 2012, S. 32ff., 36ff.).

Die einzelnen Fälle sind für Eltern und Kinder oft schwere Herausforderungen, die das Zusammenleben stark belasten können, aber es ist kein allgemeiner Trend, dem man schutzlos ausgeliefert wäre, nur weil in den Medien angenommen wird, dass Facebook die Sozial- und Verhaltensnormen setzt. Zudem reagiert keine Kohorte von Teenagern je gleich.

⁶ <http://www.bluewin.ch/de/news/inland/2015/1/19/pro-juventute-warnt-magersuechtige-werden-immer-jue.html>

⁷ <http://jugendkampagne.projuventute.ch/erste-bilanz-der-jugendkampagne-von-pro-juventute-zeigt-bedarf-fuer-bestaerkung/>

⁸ Befragt wurden 10.038 Personen zwischen 15 und 60 Jahren (Prävalenz 2012, S. 22). Die Befragung wurde zwischen April und Oktober 2010 durchgeführt.

⁹ Anorexia nervosa, bulimia nervosa, Binge Eating Störung.

Auf der anderen Seite: Es kennzeichnet den heutigen Diskurs über Kindheit und Jugend, dass sich mit „Essstörungen“ unmittelbar Befürchtungen verbinden, das eigene Kind könnte betroffen sein und man würde zu spät merken, was mit ihm los sei. Man lässt sich leicht alarmieren und sieht sich genötigt, auf jedes Problem einzugehen, das in den Medien auftaucht und scheinbar etwas mit einem selbst zu tun hat. Die Sorge über das Wohlergehen der Kinder gehört zu jeder Erziehung, aber die Problemflut scheint neu zu sein, damit zusammenhängend die Zahl der möglichen Bedrohungen und die Angst vor Kontrollverlust.

Erziehen wir deswegen heute anders als früher? Und sind die Kinder anders? Die Medien können relativ leicht zur Ursache des Übels erklärt werden, die Klagen über den schlechten Einfluss der Medien gibt es mit jedem neuen Innovationsschub, der Wandel der Kindheit und so der Erziehung kann allein damit nicht erklärt werden. Auf der anderen Seite ist evident, dass von dem, was noch vor dreissig Jahren als „Erziehung“ galt, nicht mehr viel übrig ist.

- Der autoritäre Vater ist ebenso verschwunden wie die demütige Mutter,
- es gibt kaum noch grössere Geschwisterreihen,
- die öffentlichen Plätze für der Kinder sind verbaut worden,
- die soziale und professionelle Kontrolle der Kindheit hat zugenommen,
- und was früher undenkbar war, nämlich öffentlich über die Kosten der Kinder nachzudenken, ist heute selbstverständlich.

Bildquellen können das gut illustrieren, der Abstand zur Vergangenheit wächst mit jeder neuen Kindergeneration und einen Weg zurück gibt es nicht, auch wenn die „gute, alte Zeit“ der Erziehung noch so sehr beschworen wird. Die sozialen Medien werden nicht verschwinden, die Geschwisterreihen kehren nicht zurück, es gibt die Verdichtung des Wohnraums und den Verlust der freien Spielräume, die Erziehungsverantwortung muss ausgehalten werden, was immer die Entlastungsindustrie versprechen mag.

Aber es geht nicht nur um Verluste, sondern auch um einen Wandel der Überzeugungen.

- Zum Lebensentwurf müssen keine Kinder gehören und die Beziehungen können nach Lebensabschnitten unterteilt werden.
- Paare *ohne* Kinder erfahren keine gesellschaftliche Abwertung mehr, Paare *mit* Kindern sind aber auch nicht mehr unbedingt Rollenvorbild,
- vor allem weil Kinder als unabsehbare Verpflichtung angesehen werden, die an keinem bestimmten Datum endet.

Die Beziehungen zwischen Eltern und Kindern sind ein prekärer Prozess lebenslanger Abstimmung, der nicht aufhört, wenn die Kinder erwachsen sind. Wer das vor sich sieht, kann vor der Verpflichtung, die Kinder mit sich bringen, auch leicht zurückschrecken. Früher wurde man für „Kinderlosigkeit“ sozial geächtet, heute lebt man damit und muss höchstens mit dem unerfüllten Kinderwunsch fertig werden. Die Erfüllung des Wunsches andererseits lässt sich auf medizinisch vielfältige Weise besorgen und verlangt Entscheidungen, die früher gar nicht getroffen werden konnten.

Es ist heute auch selbstverständlich, den Kinderwunsch in einer Partnerschaft lange *nicht* zu thematisieren und sich dann auch gegen diesen Wunsch zu entscheiden, wenn die Umstände oder die Lebensplanung dagegen sprechen. Die Wahl Kinder oder Karriere muss

nicht für die Kinder entschieden werden und wenn der Kinderwunsch dann doch verwirklicht wird, können Kinder leicht zu einem Luxusgut werden, das nicht als Belastung wahrgenommen werden darf. Von den Kosten her gesehen, erziehen eigentlich die Kinder die Eltern, weil täglich Aufwand betrieben werden muss, der den Konsum und den Erfahrungsraum der Erwachsenen beschränkt.

Aber leben wir deswegen in einer völlig neuen Erziehungswelt? In gewisser Hinsicht muss die Frage bejaht werden.

- Was sich geändert hat, sind nicht nur die Medien und Räume der Kommunikation,
- sondern auch die Individualisierung der Lebensentwürfe oder die Reichweite pädagogischer Verpflichtungen.
- Erziehung ist nicht länger auf einen bestimmten Ort beschränkt, heutige Kinder erleben auf verschiedenen Ebenen Globalisierungsprozesse.
- Der Generationenkonflikt hat sich entspannt.
- Die Lebenserwartung steigt ständig und am Ende des Lebens steht oft eine „zweite Kindheit“.

Aus dieser Analyse folgt nicht, dass uns mit früheren Epochen der Erziehung nichts mehr verbindet. Jede Kultur muss auf die Tatsache reagieren, dass Neugeborene nicht fertig auf die Welt kommen. Kinder müssen ihre Welt entdecken, sie lernen eigensinnig und brauchen Unterstützung, die sich in den Kulturen der Erziehung ausdrückt. Diese Kulturen unterscheiden sich historisch, aber sind nicht völlig verschieden. Unterricht im Mittelalter ist vielleicht fremd, aber keine Grösse, die für uns unverständlich wäre, wie sich wiederum an den Bildquellen zeigen lässt.¹⁰

Andererseits ist der Abstand unverkennbar, Erziehungskulturen ändern sich mit ihrer Überlieferung. Was wir heute vor allem beobachten können, ist eine Beschleunigung, die historisch unbekannt war. Frühere Erziehungskulturen waren über Jahrzehnte, wenn nicht Jahrhunderte stabil, zudem örtlich gebunden und kaum beweglich. Heute sind wir mit schnellem Wandel und globalen Phänomenen konfrontiert, die vom Kinderspielzeug über die Medien bis hin zur Kleidung und zum Aussehen reichen.

Insofern macht die Magersucht-Schlagzeile auch Sinn: Wer sich nicht dagegen wehrt, ist sozialen Normen ausgesetzt. Aber dann sollte „nein sagen“ zum Erziehungsprogramm der Teenager gehören. Das sage ich nach der Erfahrung von vier männlichen Pubertäten. Anpassung an die Peers gehört ebenso dazu wie Distanz, aber die Ratlosigkeit der Eltern ist keine gute Botschaft. Dafür spricht eigentlich auch nichts.

- Die heutigen Kinder sind in aller Regel nicht „brav“ und „folgsam“, wie das noch in der Erziehungsliteratur der sechziger Jahre gefordert und nach Geschlechtern strikt getrennt wurde.
- Kinder sind heute häufig in die Entscheidungen eingebunden und denken mit, sie werden nach ihrer Meinung gefragt und so ernst genommen.
- Die Pubertät ist für beide Seiten eine Grenzerfahrung, die man entgegen den eigenen Annahmen übersteht.

¹⁰ Abbildungen nach Riché/Alexandre-Bidon (1994).

Selbstbewusste Kinder kennt man seit langem aus der Literatur, etwa Huckleberry Finn oder Pippi Langstrumpf. Aber das erklärt den Wandel nicht. Pippi Langstrumpf ist Primarschullektüre, aber die Lehrerinnen sind froh, dass es nur Literatur ist. Und Mark Twain hat gesagt, dass er es nicht ertragen konnte, Huckleberry wachsen zu sehen. Lektüren aber bewirken keinen sozialen Wandel, der im Blick auf Kinder aber unübersehbar ist.

Dazu zählt auch, dass sich die Stellung der Kinder in der Gesellschaft grundlegend geändert hat. Kinder sind nicht mehr einfach das Objekt der Erziehung, sondern werden als Menschen mit eigenen Bedürfnissen anerkannt. Sie werden keiner fraglosen Autorität unterworfen, der sie folgen müssen und erhalten Spielräume für Freiheiten, die noch vor dreissig Jahren kaum vorstellbar waren. Die Institutionen der Erziehung haben sich entsprechend gewandelt.

Heutige Kinder erleben keinen militärischen Drill mehr, die Kinderarbeit ist abgeschafft worden, am Ende auch die der Verdingkinder, der typische Schulmeister ist verschwunden, die Lehrerinnen haben die Schulen erobert, das Lernen hat sich verändert und die Schulhäuser sind in den Schweizer Kantonen, anders als zu Beginn des 19. Jahrhunderts, keine Verlegenheitsbauten mehr, sondern repräsentative Gebäude im Mittelpunkt der Gemeinden.

Der Wandel hat die Erziehung nicht zu einem sicheren Geschäft gemacht. Der Ausgang jeder Erziehung ist unsicher und vor allem das das erklärt die öffentliche Sensibilität im Blick auf Risikofaktoren. Scheitern soll ausgeschlossen werden und Erziehung muss gelingen. Aber gehören ausgerechnet Eltern zu den Risikofaktoren? Eher sollte man davon ausgehen, wie stark sich auch die Elternschaft gewandelt hat und weiter wandeln wird.

- Die Prinzipien der Erziehung legt nicht mehr der Vater fest und überlässt es dann der Mutter, sie auch durchzusetzen.
- Und bei Trennung der Paarbeziehung bleibt die Erziehungsverantwortung bestehen und wird nicht etwa delegiert oder gar nicht mehr wahrgenommen.
- Dabei werden nicht immer gute Lösungen gefunden, aber der Wandel ist unübersehbar.
- Das Wohl des Kindes ist auch juristisch stärker als die Interessen der Eltern nach der Scheidung.

Auf dieser Linie kann festgehalten werden, dass nicht nur in rechtlicher Hinsicht die Erwartungen an die Elternschaft gestiegen sind. Der Wandel betrifft sowohl die Selbst-, als auch die Fremderwartungen, und er bezieht sich auf beide Geschlechter. Ein „Zurück“ zu früheren Verhältnissen gibt es nicht, ebenso wenig ist mit dem Wandel der Elternschaft zunehmende pädagogische Verwahrlosung verbunden, wie so mancher Unkenruf nahelegt. Das Gegenteil ist der Fall, die Anstrengung hat zugenommen, was nicht zuletzt im Blick auf die Schule gesagt werden muss.

Kindheit und Jugend haben sich in den letzten 15 bis 20 Jahren stärker und schneller verändert als in allen Jahrzehnten seit dem Zweiten Weltkrieg. Schülerinnen und Schüler wachsen heute mit dem Internet und den sozialen Medien auf, die Lebensentwürfe folgen persönlichen Idealen, die Mobilität ist hoch und die Bindekräfte traditioneller Institutionen wie Kirchen oder Vereine nehmen weiter ab. Ein Fitness-Studio ist kein Verein und eine Kirche ist Scientology nur in den Vereinigten Staaten. Dieser Wandel hat unmittelbare Folgen für die Bildung.

- Die öffentliche Schule ist die einzige Institution, die alle Kinder durchlaufen.
- Ohne sie wäre eine gesellschaftliche Integration verschiedener Gruppen oder Milieus nicht möglich.
- Das wertet die Schule einerseits auf und stellt sie andererseits vor neue Aufgaben,
- die verträglich gehalten werden müssen mit ihrem Auftrag der Allgemeinbildung.

Als Schrecken der Lehrerschaft gelten heute die „Helikoptereltern“¹¹, also die Eltern, die es mit der Behütung so übertreiben, dass sie eigentlich sich selbst behüten wollen. Wer dem Thema Glauben schenkt, schliesst sich einer ebenso aufgeregten wie weitgehend datenfreien amerikanischen Diskussion an, die so überflüssig ist wie die Drohung mit asiatischen Müttern als angeblich so toughe „Tiger moms“ (Chua 2011). Die Drohung hat nichts bewirkt hat, ausgenommen, dass die Autorin, Amy Chua,¹² Experte für strenge Erziehung geworden ist.¹³

Die Medien wollen, dass man aufmerksam wird, Aufmerksamkeit ist ein knappes Gut, das nach Zuspitzung verlangt und so immer das stark machen muss, was von der Mehrheit der Medien ausgeschlossen wird. Die Weltwoche funktioniert so, aber auch Michel Houellebecq, wobei das kein Vergleich sein soll. Unterhalb dieser Schwelle: Wer „tyrannische“ Kinder für keine generelle Erscheinung hält und auch nicht von einem ARD-Tatort¹⁴ auf die Jugendgewalt *insgesamt* schliesst, sondern sich der realen Schulentwicklung zuwendet, der sieht ein System, das keineswegs in der Beharrung erstarrt, sondern sich bewegt, und dies schneller als zuvor, aber sich nicht auflöst.

In demoskopischen Umfragen teilen viele Eltern die Schlagworte der Kritik, also beklagen die blosse Schulförmigkeit des Lernens und wünschen sich für ihre Kinder mehr praktische oder musische Tätigkeiten, sie kritisieren auch die Lebensferne des Unterrichts und besonders intensiv jeden „Stundenausfall“ im Schulbetrieb. Das ist verwunderlich, weil viel wichtiger wäre zu fragen, was passiert, wenn Unterricht stattfindet. Aber der Fokus des Ärgers ist der Ausfall und der Ärger erklärt, warum die schulkritischen Bücher gekauft werden und wieso auch ganz radikale oder ziemlich aussichtslose Themen Anklang finden. Man stimmt der Kritik zu, aber nur auf eine sehr abstrakte Weise, die wenig mit der eigenen Praxis zu tun hat.

Fragt man nämlich die gleichen Eltern nach den konkreten Erfahrungen mit der Schule, in die *ihre* Kinder gehen, dann entsteht ein ganz anderes Bild: Den Lehrkräften wird hohe Professionalität bescheinigt, im Unterricht werden sichtbare Fortschritte erzielt, die Entscheidungen bei den Übergängen gelten überwiegend als fair und transparent, Konflikte finden Bearbeitung und Anliegen der Eltern werden beachtet. Die Volksschule in der Schweiz gilt als bewährt und verlässlich, sie kann sich weiterentwickeln und niemand will sie ernsthaft abschaffen. Das unterscheidet Eltern von Schulkritikern, deren Bücher sie lesen.

¹¹ „Helicopter parenting“ ist eine amerikanische Prägung und soll „überbehütende Eltern“ bezeichnen. Dabei wird von mehr Betreuungsaufwand auf ein Fehlverhalten geschlossen.

¹² Amy Chua lehrt Rechtswissenschaft an der Yale University.

¹³ Entscheidend für den Schulerfolg asiatischer Kinder in amerikanischen Schulen ist nicht die Mutter, sondern das kulturelle Umfeld sowie die familiäre Unterstützung, in dem Schulleistungen eine zentrale Rolle spielen. Aber das gilt für Kinder aller Ethnien.

¹⁴ „Das Ende der Gewalt“ (ARD vom 19.11.2014).

Der Grund für die hohe Akzeptanz ist evident und lässt sich verallgemeinern: Ohne öffentliches, staatlich finanziertes Schulwesen hätte die heutige Bildungsqualität nicht aufgebaut werden können, wäre es unmöglich, Basisfertigkeiten über Generationen konstant zu halten und könnte keine ungefähre Gleichverteilung des Angebots erreicht werden. Das setzt und setzt ein Kalkül des Nutzens voraus, keine Gesellschaft könnte sich auf Bildung einlassen, wenn sie nichts davon hätte.

Aber auch die öffentliche Schule bleibt nicht, was sie heute ist, und sie wird in Zukunft Aufgaben zu bewältigen haben, die heute noch kaum sichtbar sind. Ihr Wandel entspricht jedoch kaum den Erwartungen, die der Schule öffentlich und ungefiltert entgegengebracht werden. Sieht man auf das, was Schule unmöglich leisten kann, dann ist man fast geneigt, den Lehrplan 21 für vernünftig zu halten.

3. *Zukunftsaufgaben der öffentlichen Schule*

Häufig wird davon ausgegangen, dass alle grossen gesellschaftlichen Herausforderungen direkt etwas mit der öffentlichen Schule zu tun haben müssen, die aufgefordert wird zu reagieren. Davon lebt auch die Schulkritik. Die Schule ist daher oft Adressat für alle möglichen Probleme der Gesellschaft, die sie stellvertretend lösen soll, aber nicht kann, weil die Probleme gar nicht in ihrer Reichweite liegen. Die Zone des Problematischen, so der amerikanische Sozialphilosoph George Herbert Mead (1938, S. 26-44), muss erreichbar sein, wenn sie Bearbeitung finden soll. Das Problem im eigenen Erfahrungsfeld (ebd., S. 35) ist „the problem at hand“ und nur das ist bearbeitbar. Doch das ist oft gerade nicht, worauf die Schule eingehen soll und was von ihr erwartet wird.

Es sollen immer die grossen Probleme sein, die sie lösen soll und am Ende nie erreicht. Die Friedenserziehung hat die Welt nicht sicherer gemacht, sondern höchstens die Einstellungen zum Militär verändert, die Erziehung zu mehr Nachhaltigkeit ist nur in bestimmten Milieus angekommen, die Jahrzehnte lange Erziehung für Europa ist brüchiger denn je und der Nationalstaat erscheint vielen als der sichere Hafen der Globalisierung, trotz aller Erziehung zur Weltoffenheit. Ich sage nichts gegen diese Programme, sondern nur etwas über ihre begrenzte Reichweite und das Ertragen von Sisyphos-Effekten.

Auf der anderen Seite reagieren Schulen auf gesellschaftliche Herausforderungen *in ihrer Reichweite*, also nicht nur auf sich selbst. Nach allem, was heute absehbar ist, werden vier Themen die Schulentwicklung in der Schweiz bestimmen, nämlich

- Stärkung der Volksschule als tragende Säule des Schweizer Schulsystems.
- Tagesschulen: Mehr Zeit neben dem Unterricht
- Bildungslandschaften: Koordiniertes Lernen vor Ort
- Inklusion: Normalverschulung als Standard für alle

Zunächst: Die bestehende *Schulstruktur* bleibt trotz mancher Kritik erhalten, die Maturitätsquoten werden nicht signifikant ansteigen, die zentrale Achse des Systems ist auch weiterhin die zwischen Volksschule und Berufsbildung. Zweitens geht es um den Aufbau oder Weiterentwicklung von Formen einer *Tagesbeschulung*, die den Schulen mehr Zeit geben und damit mehr zulassen als Unterricht in der Form von Lektionen. Damit wird sich auch die Durchmischung der Professionen an den Schulen beschleunigen.

Bildungslandschaften, drittens, werden zur Öffnung der Schulen in die lokale Umwelt führen, neuartige Kooperationen befördern und die Fixierung des Lernens allein auf das Klassenzimmer in Frage stellen. Und schliesslich sorgt die *Inklusion* für die Akzeptanz von Heterogenität der Lernbedürfnisse und auch so der Ziele.

Damit reagieren die Schulen und die Bildungspolitik auf gesellschaftliche Herausforderungen, die bearbeitet werden können und nicht mit Dystopien verbunden sind, gerade nicht solche, die die Schule selbst betreffen. Sie ist in diesem Szenario nicht das Problem, sondern trägt zur Lösung bei. Die Herausforderungen sind:

- Bearbeitung von Diskriminierung und Aufhebung der Benachteiligung von Behinderten
- Anstieg der höheren Schulabschlüsse in Europa
- Veränderungen von Familie und Arbeitsmarkt
- Kooperative Netzwerke als Grundorganisation in Wirtschaft und Gesellschaft

Die verschiedenen Trends stehen nicht nebeneinander, sondern lassen sich aufeinander beziehen. Die Aufgabe der Inklusion kann in Tagesschulen weit besser verwirklicht werden als in Halbtagsschulen, weil mehr Zeit für neue Aufgaben sowohl des Unterrichts als auch der Betreuung zur Verfügung steht, und die Vernetzung der Schulen mit ihrem lokalen Umfeld schafft zusätzliche Chancen für inklusive Prozesse, nicht zuletzt weil sie auf diesem Wege öffentlich werden. Wenn es gut geht, erleben behinderte Kinder und Jugendliche dann keine „Sonderbehandlung“ mehr, sondern sind Teil einer Schulgemeinschaft, die von Unterschieden geprägt ist und so keine einheitlichen Ziele mehr verfolgen kann. Das übrigens ist der wirkliche Testfall für den Lehrplan 21.

Die Gründe für die Nachfrage nach Tagesschulen liegen auf der Hand: Der gesellschaftliche Regelfall ist, dass beide Eltern arbeiten und erziehen. Dann wird auch zum Regelfall, dass sie Interesse an ganztägiger Betreuung ihrer Kinder haben. Das gilt umso mehr, wenn nur ein Elternteil für die Erziehung zuständig ist oder wenn sich ein getrennt lebendes Paar die Erziehungszeit teilen muss. Die Vereinbarkeit von Erziehung und Beruf setzt zeitliche Entlastung voraus.

In Deutschland sind die Gymnasien die mit Abstand erfolgreichste Schulform, unabhängig davon, ob sie in öffentlicher oder privater Trägerschaft unterhalten werden. Elternstudien zeigen aber, dass nicht die Wahl des Schultyps entscheidend ist, sondern die Erreichbarkeit des gymnasialen Abschlusses. Neben den klassischen Gymnasialeltern mit bildungsbürgerlichem Hintergrund sind neue Elterngruppen aufgetreten, die sich wohl für den gymnasialen Abschluss, aber nicht zwingend auch für den Besuch eines Gymnasiums interessieren.

Diese Eltern entscheiden sich zunehmend mehr für integrierte Gesamtschulen, die neben dem Abitur auch andere Abschlüsse anbieten. Gymnasien sind klassische Ein-Weg-Schulen, sie bieten nur den Weg zum Abitur bzw. davor gelagert einen Abschluss vor dem Erreichen der gymnasialen Oberstufe. Daher hat sich in den letzten Jahrzehnten neben dem Gymnasium eine zweite Schulsäule entwickelt, die die früheren Haupt- und Realschulen integrieren und danach die gymnasiale Oberstufe anbieten. Die bisherigen Abschlüsse bestehen weiter, nur sind die entsprechenden Schultypen verschwunden.

Der Trend der Zunahme der höchsten Schulabschlüsse im europäischen Umfeld ist ungebrochen. Dieser Trend ist in jüngster Zeit umstritten worden, vor allem weil den

Berufslehren die Begabungen fehlen. Eine Aufwertung der Berufsbildung könnte zur Folge haben, dass die Nachfrage nach Abiturabschlüssen wieder sinkt. Bislang aber gehen die meisten Eltern davon aus, dass nur der Weg zum Abitur für die Zukunft ihrer Kinder richtig sein kann, was die Bundesrepublik etwa von der Schweiz unterscheidet.¹⁵

Die Schweiz nämlich reagiert ganz anders auf den Anstieg der höheren Bildungsabschlüsse, nämlich durch Verknappung und Steuerung der Nachfrage während der Sekundarschule. Diese Steuerung fehlt in Deutschland oder Österreich, wo weitgehend der Elternwille über den Besuch der weiterführenden Schule entscheidet. Entsprechend schwer gestaltet sich die Entwicklung und Qualitätssicherung der Berufsbildung, die nur zweite Wahl ist. Der ungebremsste Erfolg des Gymnasiums etwa in der Stadt Wien trägt genau dazu bei.

Die Schweiz hat, nimmt man rein die Zahl der gymnasialen Maturitätsabschlüsse, eine sehr niedrige Quote, ohne dass ich den Eindruck habe, das Land würde dadurch in Rückstand geraten und wäre nicht imstande, Anschlüsse an internationale Entwicklungen zu halten. Allerdings geht es dabei um Produktion, Innovation und Arbeitsmarkt, nicht ausschliesslich um die möglichst drastische und alternativlose Anhebung der höchsten Bildungsabschlüsse. Das aber ist die erklärte Politik der OECD, beeinflusst von Frankreich, wo die Elitenbildung vor allem durch die Grandes Ecoles gesteuert wird. Wer dort aufgenommen werden will, muss nach dem Abitur die gymnasiale Oberstufe nachholen, um die Prüfung zu bestehen.

Die Forderung nach einer signifikant höheren Maturitätsquote hat nur bedingt etwas mit den realen Beschäftigungsverhältnissen und viel mit der Forderung nach egalitären Bildungschancen zu tun. Die erste PISA-Studie aus dem Jahre 2001 hat in den deutschsprachigen Ländern erneut die Frage der „Chancengleichheit“ aufgeworfen und sie mit gleicher obligatorischer Verschulung für alle zusammengebracht. Das soll, so lauten bestimmte Voten, mit Gesamtschulen nach skandinavischem Vorbild erreicht werden. Begründet wird dies mit dem Rang aller dieser Systeme, besonders Finnlands, im PISA-Ranking.

Die finnische Schule ist eine Gesamtschule für alle Kinder nach dem Vorbild der DDR-Einheitsschule, sie zeigte lange im Vergleich bessere Ergebnisse als alle anderen europäischen Länder und wurde daher oft als Vorbild empfohlen. Doch in der PISA-Studie des Jahres 2012, die Ende Dezember 2013 publiziert wurde, verlor Finnland den gewohnten Spitzenplatz mit besonders starken Rückgängen in den Mathematikleistungen und signifikanten Verschlechterungen auch in Lesen und in den Naturwissenschaften. „Finnished“ kommentierte der Economist.¹⁶

Europäischer Spitzenreiter in Mathematik sind jetzt Liechtenstein und - mit konstant hohen Leistungen - die Schweiz. In der Schweiz gehören 21.4% der Jugendlichen zu den besonders leistungsstarken Schülern, in Finnland sind es 15.3 %¹⁷. Aber PISA ist wohl eine Vergewisserung im Ranking, nicht jedoch ein Beitrag zur Lösung drängender Probleme wie

¹⁵ Inzwischen studiert in Deutschland etwa die Hälfte eines Jahrgangs, wenn man das gymnasiale Abitur und die Abschlüsse zur Fachhochschulreife zusammenzählt.

¹⁶ The Economist December 7th 2013.

¹⁷ Daten nach: PISA 2012 Ergebnisse im Fokus. Was 15-Jährige wissen und wie sie dieses Wissen einsetzen können. Paris: OECD 2013.

das der Migration. Hier hilft kein Zahlenwerk, sondern nur gesellschaftliche Weitsicht. Politische Klugheit ist bekanntlich nicht statistisch fassbar.

Heute gilt: Schulen sind keine Nischen, aber auch keine Monolithe, wohl aber herausgeforderte Institutionen, die sich so entwickeln müssen, dass ihre Zukunft nicht von aussen bestimmt wird, und dazu ist mehr nötig als nur die Einhaltung der Schulpflicht.

- Aber können Schulen verschiedene Probleme zugleich bearbeiten?
- Frühkindliche Bildung ebenso wie Partizipation,
- Inklusion und Integration,
- das Lernen im Ganztage
- oder die Herausforderung durch die neuen Medien?

Die Antwort lautet ja, aber *nur soweit wie möglich* und sofern man sich auf die institutionelle Form der Schule einlässt, ihr Freiräume gibt, genügend Ressourcen für die Entwicklung bereitstellt und die Prozesse so beobachtet, dass er auch korrigiert werden können. Ausserdem muss bei den Reformpostulaten beachtet werden, dass sie vor Ort angepasst und umgedeutet werden, weil sie anders nicht umgesetzt werden können.

Das zeigt die Schulgeschichte ebenso wie die internationale Schulentwicklungsforschung, kein Reformprojekt durchläuft die Entscheidungsebenen ohne Reibungsverlust, die kritische Frage ist, ob man es am Ende überhaupt noch wiedererkennt (Oelkers/Reusser 2008). Das gilt im Übrigen auch für Sparprojekte, wenn man nur lange genug wartet.

4. *Schule und demokratische Gesellschaft*

Die Schule ist eine öffentliche Institution und keine Verschiebemaschine der Bildungspolitik. Aber was ist damit gemeint? Für viele Pädagoginnen und Pädagogen lautet eine Kernfrage: „Wenn die Schule die Demokratie dient, wie demokratisch muss sie selbst sein?“ Sie ist nicht einfach eine „Polis“ im Kleinen, die durch die Egalität der Bürgerinnen und Bürger gekennzeichnet wäre.

- Die Schule ist Teil der Gesellschaft, aber sie ist nicht ihr Abbild.
- Die Schule unterscheidet besondere Rollen, Lehrer, Schüler, Eltern, die exklusiv sind und in der Gesellschaft so kein zweites Mal vorkommen.
- Mit den Rollen ist die Macht ungleich verteilt; die Theorie des dialogischen Lernens hilft da nur im Sinne der wechselseitigen Achtung weiter.

Integrativ wirkt die schulische Ausbildung durch ihre Abschlüsse und Berechtigungen, aber innere Demokratie ist durch die Machtstruktur erschwert. Eltern und Schüler wählen nicht die Lehrer, sie bestimmen auch nicht über den Lehrplan oder die Dauer des Schulbesuchs. Andererseits sind Formen der Partizipation etwa im Volksschulgesetz des Kantons Zürich verankert, allerdings so, dass die Machtbalance nicht gefährdet ist. Die Lehrerinnen und Lehrer sind nicht einfach die „Partner“ der Schüler oder der Eltern, auch wenn sie sich selber so bezeichnen.

- Demokratie lässt sich auch von Regeln der Transparenz und Fairness her betrachten.
- Hier hätte die öffentliche Schule Nachholbedarf.
- Transparente Noten oder Kriterien der Leistungsbeurteilung wären ebenso eine innerschulische Zukunftsaufgabe
- wie faire internationale Vergleiche und damit einhergehend eine Überprüfung des PISA-Regimes, über das nie demokratisch abgestimmt worden ist.

Der PISA-Test ist ein kostspieliges bildungswissenschaftliches Grossprojekt im Auftrag der Bildungspolitik und genauer des Taktgebers der Bildungspolitik, nämlich der OECD in Paris, die eigene pädagogische Expertenrollen ausgebildet hat und darüber massiven Einfluss nimmt. Dabei wird einem internationalen Bildungswettbewerb das Wort geredet, der in den Schulen kaum stattfindet und der verdeckt, wer ein Gewinner dieser Politik ist, nämlich die internationale Testindustrie. Sie hat es in den Vereinigten Staaten geschafft, das Erreichen schulischer Standards von sich abhängig zu machen (Ravitch 2010).

Die Testindustrie, die schulische Selektionsentscheide objektiv aussehen lassen will, basiert auf einer Wunschwelt, die übersehen kann, was sie alles schlechter macht, nachdem man sich einmal auf sie eingelassen hat. Wer vor Augen hat, wie stark Wunschwelten die öffentliche Debatte über Bildung und Erziehung bestimmt, also das Unerreichbare, das verführerisch gut klingt, der muss Wert legen auf Ziele, die erreicht werden können, auf Bilanzen, die darüber Auskunft geben, ob die Ziele auch tatsächlich erreicht wurden, und auf Planungen, die auf Erfahrungen aufbauen und nicht lediglich die Illusionen bestärken. Und wo wären Illusionen stärker als in der Erziehung?

In Grenzen ist auch innerschulische Demokratie möglich, etwa in Wahlen, in der Kommunikation oder in Abstimmungen. Auch die Erklärung der Demokratie als Staats- und Lebensform ist Sache der Schule, ohne dass dafür gestufte Kompetenzraster notwendig wären. Schliesslich können Schulen auch Einblicke in Zivilgesellschaften oder betriebliche Mitbestimmung geben. Aber in der Schule sind die Möglichkeiten der Mitbestimmung begrenzt, auch wenn es reizvoll ist sich vorzustellen, dass und wie die Schüler die Lehrer benoten.

Ein anderes vorrangiges Thema scheinen die neuen Medien zu sein, wobei dieses Thema mindestens unter Lehrpersonen oft negativ besetzt ist, weil sich die Schülerinnen und Schüler nur noch für Facebook, Twitter und YouTube zu interessieren scheinen, also für Kurztexthe ohne Grammatikregeln, für Selfies oder für „likes“ und „dislikes“, also gerade nicht anspruchsvolle Lernaufgaben und tiefergehende Kognitionen.

Die Folgen der Medialisierung sollten im Blick auf die Potentiale des Wandels thematisiert werden. Auf einen Generalverdacht, dass die Schule nicht mithalten könne oder die Lernhaltungen sich zunehmend von der Schule entfernen würden, sollte wie gesagt verzichtet werden. Die Lehrerschaft ist zunehmend auf die Anforderungen der neuen Medien eingestellt, Schüler nutzen sie häufig einfach anders als der Unterricht zulässt.

Es braucht keine grosse Prognosefähigkeit, um von einem mehr oder weniger gut geregelten Wandel auszugehen, der immer wieder begleitet wird von medialen Katastrophenmeldungen, die sich bei näherem Hinsehen zumeist in Luft auflösen. Ein Beispiel ist die oft zitierte Mediensucht der Jugendlichen. Neuere Studien zeigen, dass die Mediennutzung rasant zunimmt und es Jugendliche, die ohne Medien aufwachsen, praktisch nicht mehr gibt.

Daraus kann aber nicht geschlossen werden, dass sich das schulische Lernverhalten grundlegend geändert hat. Entscheidend ist, was die Schule fordert und abverlangt, nicht, was die Medien zu bieten haben. Fragt man, womit die Jugendlichen in ihrer Freizeit beschäftigt sind, dann sind es dort, wo sie keine Medien nutzen, vor allem die Hausaufgaben (Fuchs 2014).

Etwas anderes ist absehbar: In der Mediengesellschaft der Zukunft steigen die Anforderungen an Lese- und Schreibkompetenzen, die nicht mit der Nutzung der Medien *von selbst* entstehen und sich auch nicht aus Selbstkreationen hervorgehen. Wer im Blog seine eigene Sprache schreibt und dabei souverän die Grammatik übersieht, behindert sich selbst, sofern das alles ist, was gelernt wurde. Die Allgemeinbildung generell kann nicht häppchenweise erworben und mit eigenen Einfällen gestaltet werden. Weil Allgemeinbildung niemand sonst besorgen kann, wird die Bedeutung der Schule schon aus diesem Grunde zunehmen, was auch dann gilt, wenn sie sich selbst medial stark aufrüstet.

Aber die Zukunftsaufgaben können nur dann wirkungsvoll und in der Breite erfolgreich bearbeitet werden, wenn die Schulen mehr Zeit erhalten und lernen, sich anders als bisher im Bildungsraum zu bewegen. Ihr Kern bleibt der Unterricht, aber daneben stellen sich andere Aufgaben, darunter solche, die sich aus veränderten Familienverhältnissen und dem Trend zur Vernetzung der Bildungsanbieter ergeben. In diesem Sinne *reagiert* die Schule auf gesellschaftliche Herausforderungen, eine zentrale neue Herausforderung ist die die Bewältigung von Migration in einer offenen und demokratischen Gesellschaft.

Wer jemals gesehen hat, wie in einer Schweizerischen Asylunterkunft - die deutsche Bezeichnung „Auffanglager“ wird zum Glück vermieden - wer also gesehen hat, wie in einer solchen Unterkunft Erwachsene unterrichtet werden, die in ihrer Heimatsprache faktisch Analphabeten sind und plötzlich Deutsch lernen sollen, nachdem sie gerade im Mittelmeer von einem untergehenden Seelenverkäufer gerettet wurden, der hat eine Vorstellung davon, welche pädagogisch-didaktischen Herausforderungen mit der Integration verbunden sind. Und wer vor Augen hat, wie schwierig sich bereits heute der Transfer von den Unterkünften in die Gemeinden gestaltet, der hat auch eine Vorstellung, was in Zukunft auf die Schulen zukommt.¹⁸

Das Problem verschärft sich mit schnell steigenden Zahlen und unkontrolliertem Zuzug. Was beide Tendenzen für die Schweiz bedeuten, ist derzeit nicht abzusehen, aber vermutlich wird es keine europäische Quotenlösung geben, die auch die Schweiz betreffen würde. In jedem Fall werden die Schulen mit einem zunehmenden Integrationsproblem konfrontiert, das sie nicht alleine lösen können.

Gesellschaftliche Integration setzt mindestens folgende Bedingungen voraus:

- Beherrschung des Landessprache(n)
- Spielregeln der Demokratie
- Schulabschlüsse
- Erfolgreicher Zugang zum Arbeitsmarkt
- Lebensperspektiven für die Familie

¹⁸ Nachweise in Oelkers (2015).

An allen diesen Bedingungen ist die Schule mehr oder weniger direkt beteiligt. Wer die Unterrichtssprache nicht beherrscht, fällt schnell zurück, wer dann mit den Leistungsanforderungen nicht zurechtkommt, wird keine oder nur notdürftige Abschlüsse machen, damit ist der erste Arbeitsmarkt weitgehend verschlossen und die Lebensperspektiven werden drastisch reduziert. Schliesslich muss die Schule mit der demokratischen Lebensform vertraut machen und auf eine Gesellschaft vorbereiten, deren Normen und Werte nicht mehr von einer Religion bestimmt werden.

Die verschiedenen Asylanten- bzw. Flüchtlingsgruppen unterscheiden sich. Vor Ort werden die Schwierigkeiten sichtbar. Personen, die direkt aus Kriegsgebieten kommen, sind zwar für die Rettung dankbar, aber erkennen oft nicht, was von ihnen gefordert werden muss, damit sie sich in die Schweizer Gesellschaft integrieren können. Die soziokulturellen Unterschiede allein zwischen dem Herkunftsland Syrien und dem Aufnahmeland Schweiz sind enorm. Hinzu kommen traumatisierende Kriegserfahrungen in einem andauernden Bürgerkrieg, in dem manche Familien mehrfach die Seiten wechseln mussten.

Auf der anderen Seite müssen die Eintrittsbedingungen in die Schweizer Gesellschaft klar kommuniziert werden. Dazu gehört primär die Beherrschung der deutschen Sprache, aber auch die Gewöhnung an das politische System und die speziellen Kulturen in den Gemeinden und Kantonen. Ohne längere Vorbereitung wäre es kaum möglich, für eine erfolgreiche Integration zu sorgen, die auch Chancen für den Arbeitsmarkt eröffnet.

Was kann oder muss nun getan werden, die neue Situation so zu beherrschen, dass nicht Unfriede die Folge ist oder gar chaotische Verhältnisse in Kauf genommen werden müssen? Die Anforderungen aus pädagogischer Sicht lassen sich ziemlich klar benennen. Sie betreffen im Sinne der „problems at hand“ vor allem fünf Bereiche:

- Stabilisierung und Verbesserung der Unterrichtsqualität in den Unterkünften und Aufnahmezentren
- Aufnahme und Betreuung schulpflichtiger Kinder in den Regelschulbetrieb
- Qualifizierung des Lehrpersonals
- Vorbereitung auf Lehrstellen für Jugendliche
- Massnahmen zur Erwachsenenbildung

Die Lehrerinnen und Lehrer müssen für die neuen Aufgaben im Unterricht, in der Betreuung und in der Elternarbeit qualifiziert werden. In der Ausbildung sollten dafür eigene Module entwickelt werden und die Weiterbildung müsste für diese Ziele eine deutliche Priorität erhalten. Die Zusammensetzung in den Klassen wird sich verändern, die Herkunftskulturen erhalten einen anderen Zuschnitt und damit verlagern sich die Beratungs- und Betreuungsaufgaben, was auch für die schulische Heil- und Sozialpädagogik gilt.

Wenn Familien aus arabischen Herkunftsländern das Schweizerische Bildungssystem nahegebracht werden soll, dann reichen dazu Newsletter oder Informationsbroschüren in ihrer Heimatsprache nicht aus. Die Erwachsenen müssen erkennen, dass sie sich wie ihre Kinder gezielt weiterbilden müssen, wenn sie den Anschluss an die Gesellschaft, die ja nicht auf sie wartet, finden wollen. Für diesen Zweck müssen Sprachkurse angeboten, aber auch Treffpunkte eingerichtet werden, wo die Migranten zeigen, was sie mitbringen. Der Schock der totalen Defizite muss möglichst schnell abklingen, sonst droht die schlimmste aller Wendungen, nämlich die nachhaltige Ghettobildung.

5. Eine goldene Regel

Erlauben Sie mir noch einen Nachtrag: Die öffentliche Schule muss sich strukturell und sichtbar weiter entwickeln, während man heute oft einfach nur semantische Anpassungen erlebt, wie die Karriere des Begriffs „Kompetenz“ zeigt. Heute gibt es keinen Lernbereich mehr und kaum noch eine pädagogische Veröffentlichung ohne „Kompetenzstufen“, aber neu ist damit nur die Sprache, nicht das Problem des Unterrichts. Keine didaktische Theorie seit dem 19. Jahrhundert hat Unterrichtserfolg mit dem blossen Nachvollzug von Schulwissen gleichgesetzt; es ging immer um das Verstehen, Durcharbeiten und Anwenden des Stoffes durch die Schüler, also um zunehmendes Können oder um stetig verbesserte Kompetenz. Daraus ergibt sich eine goldene Regel:

- Der Gründer des Pädagogischen Seminars der Universität Leipzig, der Jurist und Philosoph Tuiskon Ziller (1884, S. 240),¹⁹ hatte dafür auch eine plausible Regel:
- Der Zögling, wie man die Schüler im 19. Jahrhundert nannte, „darf durch den Unterricht nicht geistig schwächer werden“.²⁰

Wie oft das der Fall war, ist nicht untersucht, aber das Problem der Nachhaltigkeit des Unterrichts ist nicht neu, und auch Zillers Lösung, dass die Schulübel verschwinden, „wenn nur die Lehrer bessere Methoden zu gebrauchen wüssten“ (ebd., S. 243),²¹ ist bis heute angesagt. Den Lehrplan 21 zeichnet aus, dass er genau das nicht tut. Er geht aus von fachlichen und überfachlichen Kompetenzen und äussert sich nur am Rande über Methoden des Unterrichts.

Der Glaube an die Methode und ihre Wirksamkeit ist so alt wie die organisierte Lehrerbildung, aber Lehrerinnen und Lehrer unterrichten nicht gleich, nur weil sie nominell gleiche Methoden verwenden, ein- und dieselbe Methode kann in unterschiedlichen Kontexten höchst verschiedene Wirkungen haben und keine Methode wird in Reinform verwendet. Das Herz der Unterrichtsentwicklung ist der Einfallsreichtum der Lehrkräfte, die je den richtigen Mix für ihre Situation finden müssen, aber Methoden nicht dogmatisch verwenden dürfen, in der Annahme, dass sie immer richtig sind. Und der Lehrplan muss sich als dienlich erweisen. Nur so lassen sich die Zukunftsaufgaben auch bewältigen.

Literatur

- Bernfeld, S.: Antiautoritäre Erziehung und Psychoanalyse. Ausgewählte Schriften Band 1. Hrsg. v. L.v.Werder/R. Wolff. Frankfurt am Main/Berlin/Wien: Ullstein Verlag 1974.
- Breithaupt, F.: Ein Lehrer für mich allein. In: Die Zeit Nr. 5 vom 28. Januar 2016, S. 63/64.
- Bueb, B.: Lob der Disziplin. Eine Streitschrift. 7. Auflage. Berlin: List-Verlag 2006.
- Chua, A.: Battle Hymn of the Tigermother. London: Bloomsbury Publishing 2011.

¹⁹ Tuiskon Ziller (1817-1882) war Gymnasiallehrer und habilitierte sich als Jurist. 1854 begann er mit Vorlesungen in Pädagogik, 1861 erfolgte die Gründung des Pädagogischen Seminars, das ein Jahr später mit einer Übungsschule verbunden wurde. Zillers *Einleitung in die Allgemeine Pädagogik* von 1856 ist die Begründungsschrift des Pädagogischen Herbartianismus.

²⁰ Sperrung im Zitat entfällt.

²¹ Sperrung im Zitat entfällt.

- Dornes, M.: Die Modernisierung der Seele. Kind - Familie - Gesellschaft. Frankfurt am Main: S. Fischer Verlag 2012.
- Fuchs, M.: Die „Net-Generation“ - Ein perpetuiertes Missverständnis. Das individuelle Medienhandeln Jugendlicher. Diss. phil. Universität Zürich/Institut für Erziehungswissenschaft. Ms. Zürich 2014.
- Hattie, J.: Visible Learning. A Synthesis of Over 800 Meta-Analyses Relating to Achievement. London/New York: Routledge 2009.
- Havinghurst, R.J.: Developmental Tasks and Education. New York: Longman 1948.
- Hüther, G./Hauser, U.: Jedes Kind ist hochbegabt. Die angeborenen Talente unserer Kinder und was wir daraus machen. München: Albrecht Knaus Verlag 2012.
- Mead, G.H.: The Philosophy of the Act. Ed. and intr. by Ch. W. Morris.. Chicago/London: The University of Chicago Press 1938.
- Oelkers J.: Gutachten über die schulische Qualität von vier Asylunterkünften im Kanton S. Gallen zuhanden des Trägervereins für Integrationsprojekte St. Gallen (TISG). Ms. Zürich: Institut für Erziehungswissenschaft 2015.
- Oelkers, J./Reusser, K.: Expertise: Qualität entwickeln - Standards sichern - mit Differenz umgehen. Unter Mitarbeit von E. Berner/U. Halbheer/St. Stolz. Berlin: Bundesministerium für Bildung und Forschung 2008.
- PISA 2012 Ergebnisse im Fokus. Was 15-Jährige wissen und wie sie dieses Wissen einsetzen können. Paris: OECD 2013.
- Prävalenz von Essstörungen der Schweiz. Im Auftrag des Bundesamtes für Gesundheit (BAG). Schlussbericht Zürich, 7. Mai 2012.
- Precht, R. D.: Anna, die Schule und der liebe Gott. Der Verrat des Bildungssystems an unseren Kindern. München: Goldmann Verlag 2013.
- Ravitch, D.: The Death and Life of the Great American School System. How Testing and Choice Are Undermining Education. New York: Basic Books 2010.
- Riché, P./Alexandre-Bidon, D.: L'enfance au Moyen Age. Paris: Bibliothèque Nationale/Edition du Seuil 1994.
- Saia, L.: Der Lehrplan ist bildungsfern, In: Neue Zürcher Zeitung vom 25. November 2015, S. 12.
- Schulte-Markwort, M.: Burnout-Kids: Wie das Prinzip Leistung unsere Kinder überfordert. München: Pattloch Verlag 2015.
- Spitzer, M.: Digitale Demenz. Wie wir uns und unsere Kinder um den Verstand bringen. München: Droemer Verlag 2012.
- Winterhoff, M.: Warum unsere Kinder Tyrannen werden oder: Die Abschaffung der Kindheit. Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus 2008.
- Winterhoff, M.: SOS Kinderseele. Was die emotionale und soziale Entwicklung unserer Kinder gefährdet und was wir dagegen tun können. In Zusammenarbeit mit C. Tergast. München: C.Bertelsmann Verlag 2013.
- Ziller, T.: Grundlegung zur Lehre vom erziehenden Unterricht. 2. verb. Aufl. Hrsg. v. Th. Vogt. Leipzig: Verlag von Veit&Comp. 1884.

